

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

5 (7.1.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 2

— oder um der Angst vor der Sozialdemokratie willen — durch die Stimmabgabe für die mit den Listen des sog. Hauptausschusses verbundene „reine Frauenliste“ die reaktionären Handlungshilfsorganisationen zu unterstützen.

Der deutsche Handelskammertag beantragte, den wahlberechtigten Frauen durch Gesetz die selbständige Stimmabgabe bei den Handwerkskammerwahlen zu ermöglichen. Der Handelsminister erklärte, daß kein Anlaß vorhanden sei, das Handelskammergesetz zu ändern.

Kleine Fortschritte sind insofern erzielt worden, als Kommunen die Frauen mehr und mehr zur Mitarbeit heranziehen und auch in der Fürsorge hier und da besoldete Beamtinnen anstellten. In Breslau wurden zum erstenmal zwei Frauen in das Kuratorium eines städtischen Krankenhauses gewählt.

Aber was bedeuten diese kleinen Errungenschaften? Viel wichtiger ist die Tatsache, daß sich überall das politische Interesse der Frau regt. In sämtlichen Parteien beginnt man der Frauenfrage besondere Beachtung zuzuschicken. Selbst die nationalliberalen Frauen machen ihre ersten schwächlichen Organisationsversuche; und in der konservativen Presse taucht in bestimmten Zwischenräumen immer wieder die Frage auf, ob man die politische Organisation der Frauen wirklich den anderen Parteien überlassen dürfe.

Trotz der Gründung des Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation ist also ein Fortschreiten des Organisationsgedankens bei den Frauen auf der ganzen Linie zu konstatieren. Freilich wird es nicht überall in gleichem Tempo weiter gehen. Die Frauen der Fortschrittspartei, die so sicher glauben, ihre Forderung der politischen Gleichberechtigung werde in das Programm ihrer Partei aufgenommen werden, haben eine große Enttäuschung erlebt: mit einer billigen Resolution, die nichts besagt, wurden sie vom Parteitag abgepeift.

Die Sozialdemokratie ist in Deutschland noch immer die einzige politische Partei, die für die Rechte der Frauen eintritt. Das wissen die Arbeiterinnen, und so kommt es, daß im vergangenen Jahre die Partei bereits 130 371 weibliche Mitglieder zählen konnte. Eine statistische Zahl — aber noch viel zu gering im Vergleich zu der Millionenziffer arbeitender Frauen überhaupt, deren Interessen von der Sozialdemokratie wahrgenommen werden.

Immer neue Scharen von Frauen der Sozialdemokratie zuzuführen, sie mit den Zielen und Arbeiten der Partei vertraut zu machen, das ist die Aufgabe für das Jahr 1913 und die kommenden Jahre.

Kleine Nachrichten.

Festsetzung eines Minimallohnes für Frauen. Die englische Cooperative Wholesale Society (Großeinkaufsgesellschaft) hat endlich dem von der Women's Cooperative Guild verlangten Minimallohn für Frauen zugestimmt. Das bedeutet für den größten Teil der etwa 6000 Angestellten eine beträchtliche Lohn-erhöhung. Ein Wochenlohn von 17 Sch. (etwa 17 Mk.) für eine erwachsene Frau ist gewiß nicht allzuviel, aber es sind nach der englischen Wochenlohnliste „Nation“ immerhin 50 Prozent mehr als der Durchschnittslohn auf dem gewöhnlichen Arbeitsmarkt beträgt. Die Bemühungen der Gewerkschaften um die Festsetzung dieses Minimallohnes reichen ziemlich weit zurück. Obwohl eine ganze Anzahl Detailgeschäfte schon seit einiger Zeit Löhne in gleicher Höhe bezahlte, fehlte das Direktorium der Großeinkaufsgesellschaft der Forderung doch heftigen Widerstand entgegen. In der Sitzung vom 21. Dezember erzielten jedoch die Befürworter des Minimallohnes die Majorität, und das Direktorium hat nun seine ablehnende Haltung aufgeben müssen.

Die Lösung der Kostümfraße. In dem Entwurf zum Reichstheatergesetz, der im Januar von den Berufsverbänden durchberaten werden soll, sind auch für die weiblichen Bühnengedächtnisse kleine Verbesserungen ihrer wirtschaftlichen Lage vorgesehen. So sollen verheiratete Bühnennitglieder bei Schwangerschaft Anspruch auf Gehalt für die Zeit von 4 bis 6 Wochen je nach Länge der Kontraktdauer haben. Die Kostümfraße soll in der Weise geregelt werden, daß die Theaterdirektion alle Kostüme, außer denen, die ohne erhebliche Veränderung auch außerhalb der Bühne getragen werden können, zu liefern hat. Das ist wenigstens etwas, aber es entspricht bei weitem nicht den Forderungen der Schauspielerinnen. Sie fordern mehr, weil sie verhindern wollen, daß die glänzendsten Rollen solchen Frauen übertragen werden, die nichts können, die kein Zeug zur Schauspielerin haben, aber über einen großen Toilettenreichtum und einflußreiche Freunde verfügen. Das verlangen vieler Direktoren, daß die Schauspielerin sich nicht häufiger in ein und demselben Kleid auf der Bühne zeigen soll, und die mit Mühseligkeit drohen, wenn sie die Wünsche nicht erfüllen kann, ist zu einem unerhörten Druck für ärmere weibliche Bühnennitglieder geworden. Was bleibt ihnen anders

übrig, als es den Damen gleichgültig, die das Bezahlen ihrer Toiletten, mit denen sie auf der Bühne glänzen, ihren „Freunden“ überlassen, die dann auf anderem Gebiet natürlich Gegenleistungen verlangen?

Nicht das historische Kostüm, zu dessen Stellung die Direktoren verpflichtet werden sollen, macht den Schauspielerinnen am meisten Sorge. Das moderne Gesellschaftskleid einer großen Dame und alles, was dazu gehört, verursacht die größten Kosten. Das muß die Schauspielerin auch künftig selbst beschaffen, denn das Gesellschaftskleid kann natürlich auch außerhalb der Bühne getragen werden, und es wird niemand danach fragen, ob die Schauspielerin durch ein entsprechendes Gehalt in die Lage versetzt wird, Gesellschaften mitzumachen, die zu den Toiletten passen.

Frauenarbeit in den Konsumgenossenschaften. In dem letzten Jahrbuch des Zentralverbandes Deutscher Konsumvereine ist auch hier und da verstreut der Anteil der Frauen an dem Wachstum der Genossenschaften zahlenmäßig festgelegt. Wir sehen, daß der Verband neben 988 609 männlichen 104 427 oder 10 Proz. weibliche Mitglieder hat. Ein ganz statistischer Prozentsatz, wenn man bedenkt, daß die Haushaltungen meist durch den Mann vertreten sind, daß es sich hier also wohl durchschnittlich um selbständige Frauen handelt. Das größte Kontingent weiblicher Mitglieder stellt die Provinz Brandenburg mit 18,7 Proz.; dann folgen Thüringen und der Verband Süddeutscher Konsumgenossenschaften mit 11,8 resp. 11, 5 Proz. In den anderen Landesstellen übersteigt die Zahl der Frauen nicht 10 Proz.

Aber in den Mitgliederzahlen erschöpfen sich die Beziehungen zwischen Frau und Konsumgenossenschaft durchaus nicht. Im Betrieb selbst, in der Warenverteilung wie in der Warenherstellung sind sie tätig, in der Warenverteilung werden sogar bedeutend mehr Frauen als Männer beschäftigt. Hier ist Sachsen an der Spitze, das 2307 Frauen angestellt hat. Aber ihnen stehen auch 1047 Männer gegenüber, während Rheinland und Westfalen zwar absolut weniger Frauen, nämlich 1319 beschäftigen, aber die Zahl der männlichen Angestellten macht noch nicht die Hälfte der Frauenziffer aus. In ganzen Hälfte der Zentralverband im Jahre 1910 8794 weibliche und 4863 männliche Personen in der Warenverteilung. Bei der Warenherstellung dominiert jedoch der Mann. Hier finden wir neben 2268 Männern nur 308 Frauen beschäftigt.

Auch über die Arbeitsbedingungen der in der Verlagsanstalt beschäftigten Frauen erfahren wir einiges. Stenotypistinnen werden mit einem Anfangsgehalt von 1200 Mk. angestellt, das sich im Laufe von 8 Jahren auf 1800 Mk. erhöht. Buchbinderinnen erhalten vom dritten Jahre ab 17 Mk. wöchentlich, von Oktober 1913 an soll der Satz auf 17,50 Mk. erhöht werden. Bei Handfleberinnen und Anlegerinnen werden die Tariflöhne gezahlt. Sehr interessant ist ein Vergleich der erzielten Löhne mit den im Gefängniswesen üblichen und denen, die in der Heimarbeit erreicht werden. Bei der täglichen Leistung von 1000 gefalteten Beuteln verdient die Handfleberin in der Verlagsanstalt pro Woche = 6 Arbeitstage 17 Mk. Sie würde also für 1000 Beutel 2,88 Mk. erhalten. Im Gefängniswesen werden für das Tausend 50 Pfg. bezahlt, in der Heimarbeit 1,25 bis 1,75 Mk. höchstens erzielt.

Auch bei Erkrankung sind die Arbeiterinnen der Verlagsanstalt besser gestellt als die der meisten anderen Betriebe. Seit dem 1. Januar 1911 werden von der Verlagsanstalt auch für alle festangestellten Arbeiterinnen die Krankentafeln- und Versicherungsbeiträge bezahlt. Der einzige Punkt, wo die gewöhnliche Vergünstigung reichlicher bemessen sein könnte, ist der der Urlaubsgewährung. Nach 5 Jahren 1/2 Woche Ferien, das scheint uns etwas wenig für einen Musterbetrieb.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Plutus. Kritische Wochenschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Bernhardt). Inhalt vom 1. Heft des zehnten Jahrganges: Filmzauber. — Vergilste Zeitungsblätter. — Revue der Presse. — Aus den Börsenfilzen. — Das Mädel von Luxemburg. — Die Notlage der juristischen Person. — G. m. b. H. u. Co. — Gedanken über den Geldmarkt. Von Justus. — Antworten des Herausgebers. — Warenmarktpreise im Dezember 1912. — Plutus-Merktafel. — Eheß und Angestellte. — Neue Literatur. — Generalversammlung. — Abonnement vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Plutus-Verlag 4,50 Mk. Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus-Verlag Berlin W. 62, Kleiststraße 21.)

Wanderer am Bodensee. Ein volkstümlicher Kalender. (Verlag von Friedr. Stabler, Konstanz, Preis 20 Pfg.) Der Kalender hat im Laufe von 95 Jahren, seitdem er in die Welt geht, seinen Platz als echter Volkskalender behauptet. Er bringt auch dieses Jahr wieder eine Reihe erfrischer, heiterer, belehrender Erzählungen, sowie ein vollständiges Marktverzeichnis.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 2.

Karlsruhe, Dienstag den 7. Januar 1913.

33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 2:

Wie der Naumann Bündler wurde. — Allerlei. — Für unsere Frauen. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Wie der Naumann Bündler wurde.

Kleinstadtschichte von Ferdinand Madlinger.

(Schluß.)

Am Stammtisch war ein neuer Gast aufgeköpft, der Hilfslehrer Eckert von der Realschule. Ein schweigsamer Beobachter, den das vorlaute, schwadronierende Gebahren Theos gleich abstieß, und der dessen wahres Wesen sofort durchschaute.

Er kannte nämlich die Bezugsquelle für den anspruchsvollen Gedankensalat, den Spindler zu jedem Essen aufstischte. Es waren die Ideen Friedrich Naumanns, die er durcheinanderwürfelte und als höchst eigenartige, neuerungene Ergebnisse eigenen Denkens ausgab.

Eckert machte sich einen Spaß daraus, den Schwäger manchmal in seinen schönsten Wortketten zu unterbrechen durch den stehenden Zwischenruf: „Wie Naumann sagt“. Das machte sich immer sehr komisch, besonders wenn Theo Sätze losließ wie diesen: „Ich hege die bestimmte Ansicht, daß wir im allgemeinen Wahlrecht das beste Sicherheitsventil gegen Revolutionen besitzen.“ Oder diesen: „Ich meine, wenn die Sozialdemokratie politisch klug wäre, müßte sie mit dem Kaiser gehen.“

Der neue Gast, selbst ein leidlicher Kenner Naumanns, untergrub Spindlers Ansehen vollständig, indem er alle seine bestehenden Redensarten als Anleihen aus Naumanns Gedankengut nachwies. Er brachte sogar Schriften von Naumann mit und zeigte darin den Herren die Belegstellen, die der Theo auswendig gelernt hatte.

Die Tischgenossen fühlten das Beschämende der Tatsache, daß sie so lange Theos Geist angebetet hatten und nicht dahinter kamen, mit wessen Federn er sich ausputzte. Sie glaubten am leichtesten über dieses peinliche Gefühl hinwegzukommen, wenn sie Theo mit beikendem Spott übergoßen. Der Mann war für sie unten durch!

Kam er zum Essen, so wurde er begrüßt: „Nun, was weiß Naumann Neues?“ Tat er den Mund auf zu einer Aeußerung, die mit Politik gar nicht zusammenhing, so hieß es: „Schreibt das Naumann?“ Ja, man übertrug den Namen des Politikers, in dessen Grundzügen er so reiflos aufging, auf Theo selbst und nannte ihn fortan nur noch den „Naumann“.

In der Öffentlichkeit gewann Theo doppelt und dreifach zurück, was er im Freundeskreis in Achtung einbüßte. Der Stadtrat Traub, der Vorstand des Militärvereins, schrieb ihm einen höflichen Brief, um den jungen Lehrer zu einer Rede für einen Vereinsabend zu gewinnen.

Theo sagte begeistert zu und arbeitete einen Vortrag aus: Ueber die Erziehung zur Mannhaftigkeit. Er hatte über diesen Gegenstand schon in der Dienstprüfung einen Aufsatz gefertigt; den galt es jetzt nur ein wenig auszufüllen und zu erweitern.

Schon ein paar Tage vorher wurde in der „Bürgerzeitung“ der hochinteressante Vortrag angekündigt und jedermann freundlich eingeladen. Der Herr Wittum ärgerte Theo beim Essen mit der Frage: „Hast du schon das Neue gehört? Naumann kommt hierher und spricht im Kriegerverein.“

Die Tischherren erschienen vollzählig beim Vortrag; sie wollten doch auch hören, was Naumann über die Erziehung zur Mannhaftigkeit dachte. Eckert hatte einige Naumannsche Schriften, die noch vom neulichen Gebrauch im „Löwen“ lagen, mitgenommen; vielleicht konnten sie ihm dienen.

Und er läufte sich nicht! Gleich zu Beginn warf Theo vom Rednerpult herab die wohlklingende Frage ins auf-

herchende Volk: „War es nicht schon das achtzehnte Jahrhundert, das den Persönlichkeitsgedanken fand? Soll nicht jeder Mensch ein wertvolles Ich sein?“

Da blätterte Eckert hastig in Naumanns Werk „Demokratie und Kaisertum“ und konnte bald den anderen die Stelle zeigen, wo Naumann schreibt, daß das 18. Jahrhundert den Persönlichkeitsgedanken fand und daß jeder Mensch ein wertvolles Ich sein soll.

Das tat natürlich der Wirkung des Sprechers keinen Eintrag. Am Schluß lobten ihn die Zuhörer mit brausendem Beifall, und der Vorstand Traub schnellte auf zu einer schwungvollen Dankesrede.

Er pries den Feuerreifer der Jugend für die gute liberale Sache und schäkte die Stadt glücklich, einen solchen Lehrer in ihrer Mitte zu haben. Damit verband er die Mahnung an die liberale Bürgerschaft, alles aufzubieten, um sich eine solche Kraft dauernd zu sichern.

Das begeisterte Hoch, das Herr Traub auf den Redner des Abends ausbrachte, war faum verklungen, als Theo zu dem Vorstand herantrat und ihm etwas ins Ohr flüsterte, worauf beide den Saal verließen.

„Betten, daß er jetzt den Stadtrat anpumpt?“ jagte Wittum zu seinen Leuten, die den Vorgang aufmerksam verfolgt hatten. In der Tat, das sah ihm ganz gleich, daß er den Mann just in dem Augenblick anpumpt, wo er sich mit Theos Lob geradezu den Mund ausgeschwenkt hatte. Da konnte er unmöglich Nein sagen.

Und wenn noch ein Zweifel darüber herrschte, so schwand er am folgenden Tag, als der Naumann seine ungeduldgsten Gläubiger vom Stammtisch einzeln beiseite nahm und jedem drei bis fünf Mark bezahlte. Er habe Honorar bekommen von einer Kunstzeitschrift, fügte er als Erklärung bei.

Im Städtchen sprach nach der glänzenden Rede wieder alles nur vom Theo. Die Mädchen drehten die Köpfe noch viel länger nach ihm um, und die Ehe malte sich ihren Gehirnen noch um einen Ton rofiger aus. In diese Zeit fiel auch das patriotische Festspiel des Turnvereins anläßlich seines 25jährigen Bestehens. Die Elsa hatte in dem Stück die Hauptrolle, und natürlich verfaßte der Naumann die „Kritik“ fürs Blättchen.

Er brannte in der Besprechung ein Prachtfenerwerk hochtrabender Kunstausdrücke ab und verketzte damit die bürgerliche Reserverwelt in grenzenloses Entzücken.

Anders war es beim Stammtisch. Die Herren lachten nur über die selbständigen Versteigerheiten seines Schriftstils. Sie hielten ihrem Naumann den wunderbaren Satz unter die Nase, worin er seine Elsa also verhinzelte: „Sie freierte ihren Bart mit einer stupenden Sensitivität für subtilste ästhetische Maleurs.“

Man verstand diesen Schwafel nicht recht; vor allem nicht den Ausdruck „freierte“. Sie fragten, ob es etwa verdruckt sei für „leierte“. Unsonst waren Naumanns Betenerungen, dies sei ein wirklicher Kunstausdruck, und man wettete sogar einen Doppelliter, daß es dieses Wort nicht gäbe.

Den Doppelliter verloren sie natürlich glatt. Naumann holte zu Hause eine Berliner Kunstzeitschrift und zeigte den Herren den Ausdruck, wobei er mit der Hand den übrigen Wortlaut in verdächtiger Weise zudeckte. Aber Wittum riß ihm das Heft weg und fand nun darin Theos ganzen schönen Satz von „freierte“ bis zu den „ästhetischen Maleurs“ wortwörtlich gedruckt, mit Beziehung auf eine Berliner Bühnengröße.

Von jetzt an galten Naumanns Aeußerungen überhaupt nichts mehr. Man lachte, wenn er den Mund auftrat und erklärte alles für Blödsinn, was er sprach. Als er noch einmal klagte, der Reichskanzler habe ihn bitter enttäuscht, weil er sich früher in des „Mantel des großen Königs“ gekühlt habe, da bewirkte er nur einen gewaltigen Seiter- teilsausbruch.

Aber noch etwas Schlimmeres brach über Naumann herein. Das heiß ersehnte Verordnungsblatt der Schulbehörde erschien mit der Liste der bestanden Prüflinge. Neugierig suchte man Theos Namen unter den „Erweiterten“. Er war nicht zu finden. Aber auch bei den „Einfachen“ stand er nicht! Wie das? Er mußte also vergessen sein! Solche Sachen kommen ja bei Behörden mitunter vor.

Vorsichtshalber fragte Naumann bei der Behörde an. Der Beiseid kam sofort zurück und enthielt als erstes das Ersuchen an den Unterlehrer Theodor Spindler, im dienstlichen Verkehr künftighin seinen Vornamen voll auszusprechen; als zweites die Mitteilung, daß seine Leistungen in mehreren Prüfungsfächern, darunter deutscher Aufsatz, nicht genügt hätten.

Der Theo durchgefallen! Wie ein Lauffeuer flog die schier ungläubliche Nachricht durch das Nest. Und es gab Leute, die darüber eher lachten als weinten, weil sie mit scheelen Augen auf Theos Vorbeeren sahen und auf seine Beliebtheit bei den Damen.

Die arme Elfe heulte Tag und Nacht. Sie sah die lachenden Luftschlöffer jäh zusammenbrechen, die sie auf ihren vergötterten Theo gebaut hatte. Sofort stellte sie allen Verkehr mit ihm ein, und man munkelte schon von einem gänzlichen Rücktritt des Mädchens.

Jetzt regten sich auch etliche bürgerliche Gläubiger, Schneider, Schuhmacher und dergleichen Leute. Sie gingen an, für ihr Geld zu fürchten und drängten Theo zur Bezahlung. Die Löwenwirtin drohte sogar, kein Gedeck mehr für ihn aufzuliegen.

Wo sollte er Geld herbringen? Seine Tischgenossen rieten ihm höhnisch, doch wieder einmal ein paar Artikel an seine Zeitchriften zu schicken. Das konnte Naumann nun nicht, aber der Vorschlag brachte ihn auf den Gedanken, einen zweiten Wittgang zu Herrn Traub zu wagen. Er wurde auch eines Tages gesehen auf die Traubische Villa aufzusteigen. Aber diesmal mußte sein Bemühen erfolglos gewesen sein, wenigstens machte er nirgends eine Abzählung.

Wahrscheinlich aus Rache für seine Abweisung zog sich Naumann nun vom politischen Leben völlig zurück. Er schwänzte die Versammlungen, blieb die Beiträge schuldig und verfaßte keine Berichte mehr.

Aus seinen verbitterten Redensarten ging hervor, daß er überhaupt keinen Teil mehr nahm an der liberalen Sache. Wozu denn auch? Die liberalen Herren nahmen ja auch keinen Teil an seiner Sache!

In der höchsten Not, und um dem lährenden Drängen von allen Seiten zu entinnen, versuchte Naumann ein letztes Mittel. Helf was helfen mag! Er ging hin und erlitt einen Schlaganfall. Morgens in der Schule.

Die Schulkinder slohen erschreckt zum Zimmer hinaus, als sie den Lehrer auf eine Bank hintaumeln sahen, und schrien um Hilfe. Amtsgenossen schickten nach dem Arzt und schleppten den Zusammengebrochenen in das Bett des Schuldieners.

Und als der Doktor Schneider ihn fragte: „Herr Spindler, sagen Sie mir die Wahrheit, haben Sie etwas Giftiges getrunken?“ — da gab Naumann keine Antwort, sondern verdrehte nur furchtbar die Augen und warf sich so wild herum, daß die morjache Bettlade zu bersten drohte. Der Arzt lächelte nachsichtig und ging.

Nachmittags, als es ihm zu dumm wurde, stand der Naumann dann wieder auf. Sein Manöver war als solches erkannt worden und war daher ohne die erhoffte Wirkung geblieben. Es hatte ihn niemand bemitleidet. Die Elfe war nicht an sein Sterbelager geeilt, ihn unter heißen Tränen und Klüssen um Verzeihung zu bitten. Auch Herr Traub war nicht gekommen mit seinen blauen Lippen.

Nur die Schulbehörde bewies inniges Mitleid. Sie entthob Naumann der Pein, noch länger die spöttischen Miene der Steinacher ertragen zu müssen, und versetzte ihn ins Hinterland an einen kleinen Ort.

Sang- und klanglos war sein Auszug. Verschiedene Herren, die ihn vor der Abreise noch dringend zu sprechen wünschten, versetzte er; als sie zum Bahnhof kamen, war der Vogel ausgeflogen.

Er gab kein Lebenszeichen von sich; gar keines, sodas schließlich Herr Wittum eine Karte an ihn schrieb, er möchte

doch mal etwas von sich hören lassen, am liebsten auf einer Postanweisung. Und ein paar von den anderen Herren setzten auch ihre Namen darunter.

Bald lief das unprüfbar Gerüch um, Naumann stehe in freundschaftlichen Beziehungen zu dem schäberrreichen Freiherrn von Dallwitz, der an Theos neuem Dienstort ausgedehnte Besitzungen hätte. Naumann verlehre sogar im freiherrlichen Schloß und fahre oft mit dem Freiherrn im Auto zu Bändlerversammlungen.

Auf die Art dieser neuen Freundschaft Theos fiel einiges Licht, als auf einmal größere Summen zur Abzahlung der Schuldreste eintrafen. Ohne Gruß oder Dank oder sonstige Mitteilung.

Später hieß es wieder, der Naumann habe sich mit der Tochter eines Großbauern verheiratet und sei endgültig ins bündlerisch-konservative Lager eingeschwenkt. Er halte Reden, leite Versammlungen und betätige sich überhaupt als rühriger Werber für den Bund der Landwirte.

Diese seltsamen Nachrichten stießen nun doch auf einigen Zweifel, aber da flog den Herren einmal ein hinterländisches Blättchen zu, worin eine Rede ihres Naumann abgedruckt stand.

Das gab nochmal einen Mordspieß im Nebenzimmer des „Löwen“, als Herr Wittum zum Nachtsich die Rede vorlas, worin die den Zuhörern wohlbekanntesten Wortklöße und Satzfüßen des sprachgewaltigen Friedrich Naumann dazu gebraucht waren, großagratische Forderungen einzufleiden! — — —

So bestätigt auch der Werdegang des Steinacher Naumanns jene alte Weisheit, daß es sich in der hohen Politik weniger um ideale Erwägungen handelt, als um nackte Nützlichkeitsfragen.



Schauspielergagen am Wiener Hofburgtheater. Der Schauspieler Hugo Thimig, der zum „provisorischen Leiter“ des Wiener Hofburgtheaters bestellt wurde, soll in dieser Stellung verbleiben, seine offizielle Ernennung zum Direktor soll aus materiellen Gründen unterbleiben. Thimig bezieht nämlich zurzeit ein Jahreseinkommen von etwa 60 000 Kronen, und zwar in seinen Eigenschaften als Oberregisseur und als der mit Dekret auf Lebensdauer engagierte Hofschauspieler, wozu jetzt noch die Funktionszulage als Leiter des Burgtheaters gehört. Bei einer definitiven Ernennung Thimigs zum Direktor hätte er dagegen nur Aussicht auf einen 10jährigen Kontrakt mit einem Einkommen von höchstens 30 000 Kronen jährlich. Dies dürfte auch die Generalintendanten veranlassen haben, das Provisorium beizubehalten. Denn wenn man Thimig — wie es ja auch bei Paul Schlenker der Fall war — nach Ablauf seines 10jährigen Kontrakts von seinem Posten entheben würde, bliebe ihm nur die ziemlich niedrige Direktorspension und sein Dekret als Hofschauspieler auf Lebensdauer würde außer Kraft treten. Man kann es also dem Künstler kaum verargen, wenn ihm seine Stellung als interimsistischer Leiter lieber ist, als die des Direktors.

Wie die Franzosen Marokko kultivieren. Wenn man einfach die Tatsachen sprechen läßt, so könnte man den Franzosen den Vorwurf machen, daß sie den Alkohol zum Bundesgenossen bei der Eroberung Marokkos herbeigerufen haben. Seitdem die Wirren dort begannen, die zur Entsendung französischer Truppen und dann zur Westbergrückführung führten, hat sich der Alkoholverbrauch in Marokko mit verbührender Schnelligkeit vermehrt. Schon im Jahre 1910 wurde eine Verdoppelung des Verbrauchs festgestellt, an der Mohammedaner ebenso wie Juden, Männer ebenso wie Weiber teilnahmen. Es ist freilich alles dazu geschahen, um diese Verwüstung des Landes durch den Alkoholenuss zu fördern. Alle anderen Getränke, sogar Mineralwasser, zahlen in Marokko einen Einfuhrzoll von 12 1/2 v. H., während Absinth und verschiedene gewöhnliche Spirituosen nur 7 1/2 v. H. an Zoll entrichten. Eine Flasche von mäßigem Absinth ist in Marokko 1.70 Franken billiger als in Paris — eine Tatsache, die dreifach unterdrückt werden mußte. Die Einfuhr von Wein hat sich seit dem Jahre 1909 verdoppelt. Sie betrug damals rund 25 000, im letzten Jahre rund 47 000 Hektoliter. Die Einfuhr spiritueller Flüssigkeiten und gebrannten Wasser stieg in der gleichen Zeit von 10 500 auf 18 400 Hektoliter, die an absolutem Alkohol von 4400 auf 7400 Hektoliter, und in demselben Grad wuchs die Einfuhr von Wein, Rum, Absinth im. Fabrikfähigkeit kann es kaum genannt werden, wenn ein erobertes Land auf diese Weise der Einfuhr von Alkohol preisgegeben wird. Mag auch ein Teil des gesteigerten Verbrauchs

auf die französischen Besatzungen selbst zurückzuführen sein, so sollte man meinen, daß auch dieser Zweck nicht gerade in der Weise unterzückt werden sollte, daß der Alkohol in Marokko billiger ist als in Paris.

Veruhigung. Bei einer Gerichtsverhandlung in einem Anarchistenprozeß werden als corpora delicti einige der bei den Angeklagten vorgefundenen Bomben auf einem Tischchen in der Nähe der Geschworenenbank deponiert. — Moses Steiner, einer der Geschworenen, rückt unruhig hin und her, erhebt sich endlich und meint: „Entschuldigen Sie, Herr Präsident, kann nicht vielleicht ein Malheur geschehen?“ „Ach was“, antwortet der Präsident unwillig über die Störung, „es sind ja Ersatzgeschworene hier!“

Das Alter seiner Frau. Daß das Alter die Achillesverse der Frau ist, das beweist auch eine kleine Geschichte, die ein gelegentlicher Mitarbeiter im „Tägl. Anz.“ zum besten gibt: „Ich hatte mich — so was kommt in den besten Ehen vor — mit meiner Frau sozant. Natürlich wegen einer Kappalle. Aber meine Frau war wütend.“

„Weißt du, ich habe es gründlich satt, mich immer von dir und deinen Launen schikanieren zu lassen! Ich gehe zu meinen Eltern!“

„Ich hielt dies für eine Probe und antwortete nicht darauf. Aber sie machte anscheinend Anstalten, ihren Entschluß in die Tat umzusetzen; ich richtete daher an sie die Frage: „Also du gehst wirklich zu deinen Eltern?“

„Ob zu meinen Eltern, weiß ich noch nicht! Jedenfalls aber fort von dir!“

Scheinbar gelassen erwiderte ich: „Dann mußt du gewärtig sein, daß ich dich heute zur nächsten Polizeiwache gehe und dich dort als verholten anmelde und für deine Wiederauffindung eine Belohnung auszusprechen lasse.“

Sie zuckte mit den Achseln. „Meinetwegen!“

„Meinetwegen ist gut! Ich weiß nicht ob es dir angenehm ist, wenn morgen abend in aller Zeitungen zu lesen steht, daß Frau Emilie N. . . seit dem foundsovielten vermißt wird. Signalement: Mittelgroß, schwarze Augen, bleiches Gesicht, 38 Jahre —“

Sie unterbrach mich höflich. „Was, du wärdest sogar mein Alter vor aller Welt angeben?“

„Natürlich! Das muß ich doch!“

Meine Frau hat sich auf der Stelle mit mir verjöhnt.

Die im Jahre 1913 freiverbenden Autoren. Man schreibt der „Frankf. Bg.“: Von den Autoren, deren Werke mit Ablauf dieses Jahres frei werden, sind die folgenden zu nennen: Bertold Auerbach, der Dichter der Schwarztaubler Dorfgeschichten und zahlreicher Romane, Gottfr. Kinkel, der Schöpfer des Epos „Otto der Schmied“ und vieler trefflicher Gedichte, Friedrich Franz Hoffmann, der Verfasser zahlloser Jugend-erzählungen, Begründer des einst viel von Knaben gelesenen „Deutschen Jugendfreundes“, Karl Egan Ebert, der deutsch-böhmische Epiker und Dramatiker, von dem auch sehr viele Balladen („Der Sängler im Palast“, „Frau Pitt“) durch Schullehrbücher bekannt geworden sind, Franz v. Rabell, der oberbayerische Dialektdichter, und Hermann Gellner, der berühmte Literaturhistoriker und Kunsthistoriker. Dann sind auch der Komponist Friedrich Wilhelm Kücken, der Schöpfer zahlloser, gern gesungener Lieder, der Musikpädagoge und Komponist Theodor Kullak, der Autor zahlreicher Klavierkompositionen, der Frankfurter Komponist Joachim Raff, Verfasser von Opern, Kammer- und Kirchenmusik, zu erwähnen.

Wahres Gesicht. Ein wegen seiner Derbheit bekannter Landarzt ließ in seinem Pferdehale eine Kleinigkeit bauen. Bald darauf bekam er ein Strafmandat von 3 Mk. wegen Verletzung von baulichen Veränderungen ohne baupolizeiliche Genehmigung. Im nächsten Frühjahr wollte er einen Starenkasten im Garten anbringen. Von einem Baumeister ließ er sich Grund- und Aufriß, Vorder-, Seiten- und Hinteransicht ausführen, schickte das die Paket mit Zeichnungen an die Baubehörde und ersuchte um die Genehmigung zum Bauen. Da bekam er ein Strafmandat von — 10 Mark!

Raffiniert. Gindredner (mit einem Komplizen die Wohnung einer Vermieterin öffnend): „Nicht so leise, Schwach. Wir müssen mehr Wärm machen, damit die Vermieterin denkt, es kommt einer von ihren Studenten nach Hause!“ („Wegg. Bl.“)

Für unsere Frauen.

Frauenfortschritt im Jahre 1912.

Was soll man als Fortschritt ansprechen? Die Ueberwindung veralteter Gesetze und Verordnungen, den Gewinn greifbarer Vorteile für die Allgemeinheit oder große Schritte der Frauen? Dann können wir in Deutschland mit der Latente

suchen und finden kaum etwas, das der Erwähnung wert wäre. Mit gesetzlichen Reformen ist man hier nicht rasch bei der Hand, und glauben die Frauen wirklich eine Forderung durchgesetzt zu haben, so sehen sie sich in der Regel bitter enttäuscht; man baut einen Wall von schwer erfüllbaren Vorbedingungen um die Gewährung ihrer Ansprüche. Nimmt man aber das nächste Vorwärtsdrängen der Frauen, das Hineinschieben in neue Positionen, die zuerst nur mit Mühe gehalten werden können, und vor allem die Bewegung für die Eringung politischer Rechte und Anerkennung der Gleichwertigkeit für ein Fortschreiten, so kann wenigstens etwas berichtet werden.

Das Jahr 1912 setzte ein mit den Wahlkämpfen, die bereits Ende 1911 begonnen hatten. Alle verfügbaren Kräfte wurden angespannt, und in den Parteien der Linken bis hinüber zum Zentrum arbeiteten die Frauen eifrig mit. Sie konnten nicht mit wählen, aber sie waren in den Organisationen tätig, und besonders die sozialdemokratischen Frauen haben keine Mühe und kein Opfer gescheut, um der Partei zum Siege zu verhelfen. Zu allen Arbeiten wurden sie verwendet: Sie haben geredet, Flugblätter verteilt, Listen geschrieben, geschleppt, im Wahllokal die Listen geführt — überall sah man Frauen. — Aber auch in den anderen Parteien hatte man etwas gelernt. Selbst das Zentrum, das heute noch so wenig für Frauenrechte zu haben ist, verstand es meistens etwas zu lernen. Aber auch in den anderen Parteien hatte man etwas gelernt. Selbst das Zentrum, das heute noch so wenig für Frauenrechte zu haben ist, verstand es meistens etwas zu lernen. Aber auch in den anderen Parteien hatte man etwas gelernt. Selbst das Zentrum, das heute noch so wenig für Frauenrechte zu haben ist, verstand es meistens etwas zu lernen.

Mancher sozialdemokratische Sieg ist der Frauenarbeit mit zuzuschreiben, aber auch wo andere Parteien siegen, wurden durch die Agitationsarbeit Fortschritte erzielt. Die Frauen sind aufgeweckt worden. Sie besinnen sich auf sich selbst und geben sich nicht mehr mit dem kümmerlichen Trost zufrieden, daß alles so wie es ist, schon immer gewesen sei. Fangen sie aber erst an, über all das nachzudenken, so drängen sie weiter und lassen sich nicht mehr in der lumpigen und dumpfen Ergebung festhalten. Und dieses Vorwärtsdrängen ist etwas großes, ist ein gewaltiger Fortschritt. Den größten Anteil aber an ihm sowohl in politischer wie in wirtschaftlicher Beziehung hat die Arbeitererschaft.

In den „bürgerlichen“ Berufen sehen wir Konkurrenzneid und Furcht vor dem Anschwellen der Frauenarbeit bei den Männern. Die Arbeitererschaft kennt diese Angst nicht. Sie weiß, daß die Frauen durch die wirtschaftliche Entwicklung gezwungen werden, mitzuarbeiten, und sie verbindet gemeinsame Verbesserungen ihrer Lage durchzuführen. In den Arbeitskämpfen stehen sie Seite an Seite, und die Frauen verlieren auch dann den Mut nicht, wenn man versucht, sie besonders hart zu treffen. Ob die preussischen Justizbehörden glauben, die Arbeitererschaft gefügiger zu machen, wenn sie mit aller Schärfe auch gegen ihre Angehörigen vorgehen? In Preußen konnte es geschehen, daß Frauen mit ihren Säuglingen ins Gefängnis wandern mußten, weil sie die Streikbrecher im Ruhrrevier beim richtigen Namen nannten. Man hatte nicht Zeit, so lange zu warten, bis das Kind von der Mutter entzogen war. Dieser Rückschritt im Jahre 1912 mutet seltsam an, wenn man bedenkt, wieviel gerade in diesem Jahre über Säuglingspflege und Mutterrecht geredet und geschrieben worden ist. Auch dieses Vorgehen wird mancher Frau die Augen geöffnet haben.

Andere Schichten berufstätiger Frauen, so die Lehrerinnen und Krankenpflegerinnen beginnen einzusehen, daß sie ihre Lage erst dann wirklich bessern können, wenn sie politische Rechte erhalten haben. Der Verband preussischer Volksschullehrerinnen, die technischen Lehrerinnen und die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands stellten zum erstenmal auf ihren Generalversammlungen das Verlangen nach der politischen Gleichberechtigung auf.

Von der Erfüllung dieser Forderung sind die deutschen Frauen natürlich noch weit entfernt. Ein einziges deutsches Parlament, die oldenburgische Volksvertretung, hat bisher das Frauenwahlrecht zur Kommune gefordert. Der oldenburgische Landtag beschloß, den Frauen, die das 24. Lebensjahr vollendet und drei Jahre der Gemeinde angehört haben, das passive Kommunalwahlrecht zu geben. Die oldenburgische Regierung hat den Antrag jedoch, wie nicht anders zu erwarten war, abgelehnt.

Bei den Vertreterwahlen zur Angestelltenversicherung konnten dagegen die Frauen zum erstenmal als vollberechtigte Wähler mitwirken. Ihre Beteiligung war reger, und es wird niemand mehr sagen können, daß die Frauen keinen Gebrauch von den Rechten machen, die ihnen zustehen. Aber trotzdem kommt keine rechte Freude auf. Auch dieser Fortschritt brachte bedauerliche Begleiterscheinungen: Ein großer Teil der weiblichen Angestellten ließ sich verleiten, um eines Schlagwortes